

Heinrich, Martin

**Alltägliches, Allzualltägliches. Über das Buch: Lehreralltag -
Alltagslehrer. Authentische Berichte aus der Schulwirklichkeit**

Pädagogische Korrespondenz (1997) 19, S. 16-24



Quellenangabe/ Reference:

Heinrich, Martin: Alltägliches, Allzualltägliches. Über das Buch: Lehreralltag - Alltagslehrer. Authentische Berichte aus der Schulwirklichkeit - In: *Pädagogische Korrespondenz* (1997) 19, S. 16-24
- URN: urn:nbn:de:0111-opus-85464 - DOI: 10.25656/01:8546

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-85464>

<https://doi.org/10.25656/01:8546>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, veröffentlichen oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

DAS AKTUELLE THEMA I

- 5 *Rainer Bremer / Andreas Gruschka*
Not und Spiele – Brot und Spiele

ÜBER EXEMPLARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

- 16 *Martin Heinrich*
Alltägliches, Allzualtägliches
Über das Buch: Lehreralltag –
Alltagslehrer. Authentische Berichte aus der Schulwirklichkeit

DAS AKTUELLE THEMA II

- 25 *Oskar Klemmert*
Von der Selbsthilfe zum »Experten aus Betroffenheit«
Ein neuer Weg der Professionalisierung?

AUS WISSENSCHAFT UND PRAXIS

- 34 *Andreas Gruschka*
Wie lernt man, kalt zu werden?
Von den Konflikten auf dem Weg zum guten
und schlechten Menschen (Teil 2)

AUS DEN MEDIEN I

- 60 *Michael Tischer*
Zwecklos

DAS GESPRÄCH

- 62 Adornos Pädagogik
Ein Gespräch mit Rudolf zur Lippe

AUS DER FREMDE

- 86 *Karl-Heinz Dammer*
Ora et Labora
Scientology und der Geist des Kapitalismus

AUS DEN MEDIEN II

- 91 *Michael Tischer*
Re-Visionen

INHALT

VERMISCHTES

- 93 *Christoph Türcke*
Spaß
- 94 *Michael Tischer*
Lernen macht Spaß!
- 95 *Karl-Heinz Dammer*
Schöner sehen mit Hundertwasser

Martin Heinrich

Alltägliches, Allzualltägliches

ÜBER DAS BUCH: LEHRERALLTAG – ALLTAGSLEHRER.
AUTHENTISCHE BERICHTE AUS DER SCHULWIRKLICHKEIT

I

Was erwartet der Leser von einem dicken Band mit 60 Berichten über den Lehreralltag, die von Mitgliedern der Lehrprofession verfaßt wurden: ein Lamento? Diese Erwartungshaltung des Lesers wäre wohl erst dann unbegründet, wenn die Arbeit der Lehrer nicht mehr immer schwieriger werden und zudem hohe soziale Anerkennung genießen würde. Der Begriff »Alltag« verwiese dann auf die regelhafte Erfüllung der in die Profession gesetzten Erwartungen. Der im Titel enthaltene Begriff des Alltagslehrers läßt vermuten, daß in dem Buch weder von pädagogischen Feiertagen noch von exzeptionellen Lehrern etwas zu lesen sein wird.

Von den Herausgebern scheint diese Charakterisierung des Buches als nicht hinreichend beurteilt worden zu sein. Sie fügten dem Titel noch den Untertitel »Authentische Berichte aus der Schulwirklichkeit« hinzu. Das Tautologische der Formulierung verrät die hinter ihr liegende Absicht: Durch den Pleonasmus – es gehört gerade zum Wesen des Berichts, authentisch zu sein – soll wohl betont werden, daß in diesem Buch nichts geschönt bzw. verfälscht, sondern aus der Erlebnisperspektive der Lehrer ein Einblick in die »wirkliche Wirklichkeit« gewährt werden soll.

Beide Begriffe, Alltag wie Authentizität, werden häufig wertend verwandt, jener eher negativ, dieser eher positiv, ohne daß sich diese normative Aufladung schon aus der wörtlichen Bedeutung ergäbe. Vom Gegenstand des Berichts hängt ab, ob uns Alltag als lästig und grau oder sinnerfüllt, das Authentische als geglückt oder gebrochen erscheint.

Alltag im pejorativen Sinne verweist auf stupide Routine, die Wiederkehr des ewig Gleichen, auf Eintönigkeit. Im Rückgriff auf diese Erfahrung kann ein großes Reisebüro damit Werbung machen, durch einen Urlaub, d. h. die Distanz vom Alltag und durch die Konfrontation mit dem Ungewöhnlichen sei das einförmige Leben für eine Weile zu vergessen. Angesichts des Ideals eines selbstbestimmten Lebens macht das alltägliche nur unzufrieden. Dies mag auch für den Alltagslehrer gelten, dessen Praxis, gemessen an der emphatisch versprochenen Aufgabe, eher durch Mißlingen gekennzeichnet ist.

In der Bedeutung ambigue erscheint der andere Begriff, den die Herausgeber dem Titel hinzufügten, der der Authentizität. Authentische Berichte sind objektiv und glaubwürdig. Als authentisch in einem psychologischen Sinne kann aber auch ganz Subjektives gelten, etwa wenn Lehrer über ihre Wirklichkeit, d. h. aus ihrer Perspektive über Schulalltag berichten. Es geht dann um ihre Befindlichkeit, ihre Empfindun-

gen angesichts einer als alltäglich erfahrenen Praxis. Im negativen Fall wird daraus die subjektive Spiegelung der Unzufriedenheit mit den Zumutungen des Alltags. Im glücklichen Fall mag der Berichtende dagegen authentisch sich fühlen, weil er sich selbst, d.h. das, was er für sein Selbst, seine Person hält, in seiner Arbeit verwirklicht sieht. Er ist dann in dem Maße authentisch, wie sein reales Sein mit der Idealvorstellung seines Selbst zusammenfällt, er fühlt sich mit sich identisch. Dieses Identitätsgefühl bleibt aus, wenn er sich im Widerspruch zu seinen Ansprüchen handelnd erlebt. Alles scheint von der Realität der Tätigkeit abzuhängen, von den objektiven Voraussetzungen für eine Praxis, die überhaupt erlaubt zu tun, was zu tun man selbst sich vorgenommen hat bzw. was man von Amts wegen erreichen soll.

Die Autorschaft von Betroffenen verbürgt noch keine Authentizität im Sinne einer objektiven Darstellung der Wirklichkeit: Das Unfallopfer ist nicht unbedingt der vertrauenswürdigste Zeuge eines Unfalls. Die Experten aus Betroffenheit sind vor allem die Experten ihrer Betroffenheit. In dieser Funktion kann sie allerdings niemand überbieten. Die insofern wahrscheinlich werdende kumulative Subjektivität kann von der lakonischen Selbstentäußerung über die öffentliche Selbstbezeichnung bis hin zum unfreiwilligen Dokument autistischer Befangenheit reichen. Verbürgen läßt sich auf diese Weise Authentizität nur als Zeugnis für den Bewußtseinszustand von Lehrern, da das Subjekt in seinen Auffassungen über diese unmittelbar gegebenen Sachverhalte nicht fehlgehen kann. Dies gilt auch dann, wenn es sich und seinen Lesern etwas vormacht. Authentizität der Berichte im Sinne objektiver Darstellung kann nur in dem seltenen Glücksfall erwartet werden, daß der Berichtende sich der Weberischen leidenschaftlichen Sachlichkeit zu befleißigen weiß. Aber auch dann muß er von seiner Wirklichkeit sprechen. Die Wirklichkeit der Schule kann auch er nicht darstellen.

Die Forderung nach authentischen Berichten aus dem Alltag läßt sich nur erfüllen mit einer radikal objektiven Haltung gegenüber einer Wirklichkeit, die es weitgehend als unmöglich erscheinen läßt, sich in ihr als jemand zu erfahren, der authentisch seinen Überzeugungen folgt. Wie sollen aber Lehrer das leisten, da ihnen die von den Verhältnissen abgedungene Form von Authentizität allein die eines falschen Bewußtseins oder eines unglücklichen Selbstbewußtseins sein kann: etwa als Versuch, gegen die Empirie sich selbst zu erhalten und so über sie zu denken, daß der Bruch mit dem Ideal als nicht allzu schmerzhaft erfahren wird. Die Alternative dazu besteht in der Distanz zum Ideal und der Idealisierung der Praxis, etwa in der Form schonungsloser Deskription des rettungslos alltäglichen Betriebs. Waren dies die Intentionen der Herausgeber? Und wird sich dergleichen vermeiden lassen, wenn man Lehrer auffordert, authentische Berichte aus ihrem Alltag zu schreiben?

II

Die Herausgeber haben sich zu ihren Absichten ausführlich geäußert. Sie wollen mit ihrem Buch eine Gegenöffentlichkeit schaffen, da ihnen die Form der »Meinungsmache« zu diesem Gegenstand zuwider ist: »Lehreralltag, wie er tatsächlich ist – und nicht das Resultat journalistischer Stippvisiten (>Horrorjob Lehrer« – Spiegel 24/1993), nicht als fürsorgliche oder wehklagende Pflichtübung von Funktionären,

nicht als theoriendurchdringener und empiriegesättigter Beitrag zum wissenschaftlichen Diskurs, nicht als Forum verkannter Literaten – und schon gar nicht, im Stil eines real existierenden Ministerpräsidenten (›Faule Säcke‹), als Ausdruck vermeintlichen Volksempfindens aus der Tiefe des politischen Vorurteilsraumes« (S. 9). Die Herausgeber erheben den Anspruch auf die Korrektur der Vorurteile und Verzerrungen durch eine Berichterstattung von unten. Dem meinen sie dadurch gerecht zu werden, daß sie die öffentlich gescholtenen Lehrer und nicht, wie es sonst üblich ist, Journalisten zur Berichterstattung heranziehen.

Diese Überlegung deutet auf eine Besonderheit des Buches hin. Es wurde als gemeinsames Projekt von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) und dem Verband Bildung und Erziehung (VBE) unterstützt und gesponsert. Entsprechend fungieren als Herausgeber Wolfgang Böttcher (GEW), Hjalmar Brandt (VBE) und als (unparteiischer?) Dritter Ernst Rösner (Institut für Schulentwicklungsforschung, Dortmund). Hinter der Publikation stehen daher wahrscheinlich auch gewerkschaftliche bzw. verbandspolitische Eigeninteressen. Wie zahlreiche andere große Parteien, Gewerkschaften und Verbände müssen sich GEW und VBE verstärkt des Vorwurfs der Praxisferne erwehren, da nicht mehr die große Reform propagiert werden kann, sondern stattdessen das Überleben im Alltag der unbeweglichen und von immer mehr Aufgaben heimgesuchten Schule die Mitglieder interessiert. Dementsprechend streben sie nach einem Image der Praxisnähe. Mit der Publikation wollen sie dokumentieren, daß sie wahrnehmen, was sich an der Basis tut, um dann erneut reklamieren zu können: »Weil wir wissen, wie es in der Praxis, dem Alltag, aussieht, können wir auch begründet entscheiden, wie es weitergehen soll!«

Im Sommer 1994 hatten sie in den Zeitschriften *Erziehung und Wissenschaft* (GEW) und *Forum E* (VBE) alle Lehrer zur Mitarbeit an diesem Buch aufgefordert. Der Aufruf war sehr allgemein gefaßt. Für die ganze Bandbreite pädagogischer Berufsfelder sollte das Verständnis und Interesse der Gewerkschaft und des Verbandes an der Arbeit der Basis dokumentiert werden: »Das Buch will die Wirklichkeit des Lehrberufes darstellen – nicht durch eine Fallstudie und auch nicht durch verallgemeinernde Feststellungen, sondern durch Schilderungen des Alltags. In allen Schulformen und -stufen. Von Schleswig-Holstein bis Bayern, von Rheinland-Pfalz bis Mecklenburg-Vorpommern. Von Lehrerinnen und Lehrern. Von Berufsanfängern bis zu ›alten Hasen und Häsinnen‹. Niemand ist ausgeschlossen« (S. 10). Der Sonderschulpädagoge sollte ebenso zu Wort kommen wie der Oberstudiendirektor. Auch eine thematische Eingrenzung wurde nicht vorgenommen, gelten sollte allein die rigorose Verpflichtung auf Authentizität: »Bleiben Sie bei der Wirklichkeit – und verzichten Sie auf Programmatisches, auch wenn es Sie noch so sehr danach drängt. Nichts übertrifft die glaubwürdige Beschreibung der Wirklichkeit an Kraft, Verhältnisse zu verändern – oder auch zu erhalten. Und bedenken Sie dies: Was Sie aus Ihrem Alltag berichten können, ist buchstäblich einmalig. Was ist dagegen Programmatisches?« (S.10). Das klingt nach zweifelhaften Avancen: Wir als Verband stehen doch nur für das Programm, Sie aber für die einmalige Wirklichkeit, buchstäblich und natürlich im übertragenen Sinne. Nützlich für die eigene Programmatik soll der Ausflug in die Wirklichkeit für die Verbände gleichwohl sein. Aus einer rein objektiven »Beschreibung der Wirklichkeit« folgt die größte »Kraft, Verhältnisse zu verän-

dern«, oder diese »zu erhalten«. Das muß für all diejenigen gesagt werden, die absolut nicht meinen können, es gäbe gravierenden Handlungsbedarf zur Veränderung ihrer Praxis. So wäscht man den Pelz und macht sich nicht naß. Zugleich wollen die Herausgeber mit ihrer Authentizitätsforderung Programmatisches seitens der Lehrer unterbinden. Der Aufruf lautet im Klartext: Liefert uns den Stoff, wir machen daraus das Programm. Berichtet über alles, aber verhaltet euch gleichsam ganz privat und unpolitisch. Ihr könnt von eurem Alltag schreiben, was ihr wollt, aber was ihr darüber politisch denkt, das soll die Öffentlichkeit resp. den Leser nicht interessieren. Wir wollen mit diesem Buch ein Stück Privatheit »veröffentlichen«, die für sich selbst und damit positiv über den pädagogischen Beruf spricht. Nichts wirkt politischer als diese Konfrontation des Publikums mit der Wirklichkeit. Dafür aber ist auf politische Optionen, die zudem sofort eine konträre Diskussion entfachen würden, Verzicht zu leisten. Laßt den Leser über eure Schulter gucken und ihr werdet seinen Kopf und sein Herz erreichen. Das ist kalkulierter Interessenpopulismus.

Zusammen mit diesem Appell heben die Herausgeber immer wieder hervor (vgl. S. 10, 13), daß an die Mitarbeit der Berichterstatter von der Front keine Bedingungen geknüpft waren. Es habe keine Zensur stattgefunden und auch keine »verbandspolitische Erwünschtheit« die Auswahl der Texte aus den rund 150 zugesandten Manuskripten mitbestimmt. Stolz verkünden die Herausgeber: »Weder Werbebroschüre noch Klageschrift ist deshalb das Produkt« (S. 13). Ihnen schlägt mit ihrem Sammelband augenscheinlich die schiere Wirklichkeit entgegen, frei von Beschönigung und Illusion, aber auch jenseits des Wehklagens und der Wiederholung von Tatarenmeldungen und des sonst üblichen Krisengeredes. Als Gewinn für den Leser wird nahegelegt, daß Kollegen nicht darstellten, was in ihrer Praxis gelingt, oder kritisieren, was mißlingt. Von was können diese Berichte dann aber handeln, von Praxis an sich? Diese Argumentation wirkt wie eine Mischung aus Werbedeutsch und einem Jargon der Eigentlichkeit. Es dürfte so aber nur in der Selbstdarstellung der Macher funktionieren, es sei denn die zur Mitarbeit aufgerufenen Pädagogen dächten wie ihre Funktionäre.

Diese haben wohl noch anderes im Sinn gehabt. Die in verbandspolitischen Belangen als Konkurrenten Auftretenden einigten sich auf eine unverbindliche »Null-« Aussage, damit es überhaupt zum Projekt kommen konnte: Wir kennen hier keine Parteien mehr, nur noch Alltagslehrer! Der Schulterschuß der beiden Verbände ist rational. Dadurch, daß sich politische Rivalen die Hand reichen, wird die Diskussion zwar erst einmal entpolitisiert. Über das geschlossene Auftreten läßt sich aber in den für Bildungspolitik und Schule schwierigen Zeiten vielleicht doch Boden gewinnen. Beide Verbände glauben anscheinend, ihr gewerkschaftliches bzw. verbandspolitisches Interesse am ehesten noch mit dem Image der Praxisnähe durchsetzen zu können: Raus aus den bildungspolitischen Grabenkämpfen hin zum Respekt vor der Dignität der Praxis und zum Charme des prallen Pädagogenlebens. Wenn der Gegner nicht zu schlagen ist, sondern alle von der Niederlage bedroht sind, sollte man ihn sich zum Verbündeten machen: In den Zeiten der »Austritte« muß man zusammenhalten.

Im Verständnis der Herausgeber geht von der Aufforderung, authentisch über die alltägliche Wirklichkeit zu berichten, keine Gefahr für das eigene Geschäft mit der

Bildung und Erziehung aus. Glasnost, die schonungslose Bilanz der Wirklichkeit, um zu einer neuen Kultur der Ehrlichkeit zu kommen, ist wohl nicht gemeint. Die Praxis wird zur Schau gestellt, als wenn dadurch sowohl die Kraft zur Veränderung des Unbefriedigenden als auch die Lust am Gelingen verbreitet werden könnten. Subsumierte die Interessenvertretung das Gute bislang unter die eigene Programmatik, partiell praktisch unter die favorisierte Schulform, so war damit zumindest kenntlich, wovon man sich abgrenzen wollte, und dies soll nun durch die Bewunderung des Alltags kompensiert werden: Wir zeigen, wie ganz normale Pädagogen – gleichsam Menschen wie du und ich – sich mühen, und das versöhnt uns in seiner Menschlich-

keit mit all dem, was sich ohnehin nicht ändern läßt. In der Ästhetik gilt dies gewöhnlich als Kitsch. In der Wirklichkeit geht es aber nicht darum, sondern notwendig um die Spannung zwischen Alltag und Authentizität. Das sei an drei unterschiedlich auf beide Grundbegriffe reagierenden Beispielen aus dem Buch erläutert.

III

(1) Alltägliches und Authentisches wird von Harald Schüler, Jg. 1940, Studiendirektor an einem Gymnasium, in der Form einer lakonischen Chronik verarbeitet. »Ein Alltag voller Verstöße«, so der Titel seines Berichtes (S. 125–129), zeigt, wie sehr Sein und Sollen im Schulalltag auseinanderklaffen. Gegen die als Grundlage für einen reibungslosen und effektiven Unterrichtsablauf entworfenen Vorschriften muß er im Laufe eines Vormittags viele Male verstoßen, um überhaupt so etwas wie einen »funktionierenden« Schulalltag aufrechterhalten zu können. In seiner Skizze des Lehreralltags listet er die Verstöße eines einzigen Vormittags, »durchnummeriert und ohne Erläuterung in Klammern hinter das jeweilige Ereignis gesetzt« auf: Verstoß gegen die Unterrichtszeitenregelung, wegen der Klärung einiger Formalia im Lehrerzimmer, Verletzung der Aufsichtspflicht, infolge der daraus resultierenden Verspätung, fachfremdes Unterrichten aufgrund von »Lehrermangel« etc. Für Harald Schüler muß eine authentische, objektive Darstellung von Alltag auch dessen Ungenügen, dessen Widerspruch zu der vom Kultusministerium geforderten Schulwirklichkeit beinhalten. Obwohl er sich, gemäß der Aufforderung durch die Herausgeber, der expliziten Kritik enthält, steht seine Darstellung im Gegensatz zu dem von diesen vertretenen Verständnis von Alltag und Authentizität. Indem er den Begriff Alltag als chronische Differenz zwischen Sein und Sollen erfährt, er dazu aber ausschließlich eine beschreibende Haltung einnimmt, wird aus seinem Text ein authentischer Bericht im doppelten Sinne des Wortes, objektiv in der Haltung zur Wirklichkeit und subjektiv in der unprätentiösen Schilderung der Zumutungen, die aus der Diskrepanz zwischen Sein und Sollen erwachsen. So gerät die Darstellung, wenn auch nur implizit, zur Kritik am Alltag.

(2) Ein anderes Verständnis von Alltag und Authentizität liegt Bernhard Edins Bericht (S. 77–80) zugrunde. Edin, Jg. 1964, Lehramt für Deutsch, Geschichte, katholische Religion, ist seit 1991 Lehrer in Baden-Württemberg. In seinem Bericht kritisiert der junge Lehrer die Alltagspraxis anderer Lehrer: »Leider erlebe ich viele meiner Kollegen so, daß sie Schüler nur noch als in Leistungsziffern zu kategorisierenden Typus eines bestimmten entwicklungspsychologischen Stadiums wahrnehmen.« Antithetisch zu diesem Schreckbild einer Alltagspraxis formuliert er: »Von der Begegnung mit einer Klasse erwarten sie in diesem Sinne nichts, sind auf nichts mehr gespannt und nicht mehr neugierig. Ich dagegen, naiv, erwarte und erhoffe ›alles‹.« In diesem Begegnungs-Credo wird Naivität gegen langjährige Erfahrung ausgespielt. Seinen Anspruch auf Schülernähe will Edin nachweisen, indem er die im Cliché Schülern zugeschriebenen Eigenschaften auf sich selbst projiziert. Diese Haltung setzt Edin der durch die Anforderungen des Alltags (»Leistungsziffern«) nahegelegten Lehrpraxis seiner Kollegen entgegen. Dieser Anspruch steigert sich in pädagogischer Emphase bis hin zum erzieherischen Pathos: »Ich biete mich als

Mensch an, und als solche meine ich auch meine Schüler. Mein pädagogisches Credo lautet: Du bist gemeint, du mit deinen Gedanken, deinen Meinungen, deinen Gefühlen. Du bist wichtig! Als Faustpfand gebe ich mich, mit meinen Gedanken, Meinungen und Gefühlen.« Derartige pädagogische Ursprünglichkeit schlägt um in eine Pädagogik der Eigentlichkeit. Der junge Lehrer fährt fort: »In einem gänzlich vorpädagogischen Sinn will ich Begegnung schaffen. Begegnung, von der der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber sagte, daß sie Grundlage ›allen Lebens‹ sei.« Im Vordergrund steht für ihn das Erlebnis der Begegnung. Diese gilt es dann lediglich noch pädagogisch umzumünzen. Pädagogik selbst wird sekundär. Mit der Alltagspraxis seiner Kollegen kann Edin sich nicht abfinden. Auch innerhalb dieser objektiv schwierigen Umstände möchte er authentisch bleiben. Authentizität ist für ihn gewährleistet, wenn er trotz des widrigen Schulalltags mit sich selbst, d.h. seiner idealen Selbstvorstellung, identisch sein kann. Authentizität wird zur Überlebensstrategie innerhalb schlechter Verhältnisse. Mit diesem Gegenmittel in der Hand bedarf es auch keiner Kritik der objektiv einschränkenden Verhältnisse mehr. Deutlich wird dies an der Vermittlung, die Edin zwischen dem Schulalltag und seinem Authentizitätsbegriff zu leisten vermag: »Damit ich nicht mißverstanden werde, Unterricht ist immer auch didaktisch-strukturierte und methodisch-arrangierte Begegnung, und das soll auch so sein. Aber Lehrer und Schüler müssen sich darin als gemeinte Individuen wiederfinden und einbringen können.« Während er einerseits ganz offen Mißstände im Schulalltag anprangert, liefert er gleichzeitig ein »Rezept« zur Behebung derselben: Authentizität durch echte Begegnung! Edin übt keine Kritik an der Alltäglichkeit schulischer Praxis, sondern an der kalten Routine, mit der viele der älteren Kollegen den Alltag bewältigen. Schulalltag wird nicht als Resultat gesellschaftlich aufgezwungener Unfreiheit begriffen, sondern als von den Individuen zu gestaltender (Frei-)Raum: Auch dieser Alltag könnte so schön sein, wenn wir nur wollten!

(3) Wie der Text Edins, so ist auch der von Annegret Schmitz-Fromm, Jg. 1952, Hauptschullehrerin, eher ein Erfahrungsbericht, als daß authentisch im Sinne von objektivierend der Alltag dargestellt würde. Entgegen der Aufforderung der Herausgeber nutzt sie dieses Angebot zur Veröffentlichung als Ventil für den aufgestauten Alltagsfrust. »Ausgebrannt« (S. 88–90), so betitelt sie ihren »Bericht aus der Schullwirklichkeit«. Sie rekapituliert ihren zwanzigjährigen Schuldienst und konstatiert, daß diese Zeitspanne für sie ungefähr »Halbzeit« bedeute. Die ersten Berührungen mit dem Schulalltag waren für sie noch geprägt von den Ideen und Idealen der Reformphase. Von dem Kampf um die Einlösung dieser Ideale in der Wirklichkeit scheinen zwanzig Jahre später beinahe nur noch ein »ausgebrannter«, ausgepowerter Körper und ein schlechtes pädagogisches Gewissen übriggeblieben zu sein. Der »Kampf gegen die eigene Abstumpfung« verbraucht reichlich Energien, und trotz dieses hohen Einsatzes erscheint ihr die aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung resultierende Routine des Lehreralltags übermächtig: »Alle Jahre wieder? Neu für meine Schülerinnen und Schüler und ihre Eltern – aber ›alles schon gehabt‹ für mich?« Anders als Edin sieht sie unter solchen Bedingungen nicht die Möglichkeit zur Authentizität, zur Selbstverwirklichung durch eine Pädagogik der Eigentlichkeit. Es sei nicht einmal der inhaltliche Kanon, der zur Wiederkehr des ewig gleichen Lehrstoffes zwingt und damit den Burnout-Effekt erzeuge, sondern die von der Institution

nach langen Jahren des Widerstands dann doch eingeforderte bürgerliche Kälte, gegen die auch eine optimale Didaktik nichts ausrichten könne: »Gegen den fünften Durchgang des Englischbuches hilft ja noch die Fortbildung ›Freiarbeit im Englischunterricht‹, plus Einsatz einer Weihnachtsferienwoche für Schneide-, Mal- und Klebearbeiten, aber wie werde ich mit meiner eigenen Gleichgültigkeit gegenüber den Problemen meiner Schülerinnen und Schüler fertig?« Die Lehrerin begreift hier die Gleichgültigkeit als unmittelbare Folge aus den Gesetzen des Alltags in der modernen arbeitsteiligen Gesellschaft: »Ich bin die Lehrerin und kann keine Partnerin sein (dazu hätte unser Schulsystem noch ganz andere Veränderungen gebraucht).« Sie kritisiert die alltagsbedingte Rolle und verweist auf die gesellschaftliche Möglichkeit einer anderen Praxis, wenn auch nur in Klammern nachgestellt. Angesichts des Lehreralltags bleibt ihr nur noch ein Katalog mit verzweifelten Fragen, den ihr die Ratlosigkeit diktiert: »Wie denn? Wie soll denn das gehen? Wie soll ich denn noch ein Ohr haben für die großen und kleinen Nöte? Wie soll ich denn noch überlegen, ob ein Kind recht hat, wenn es sich beschwert, beklagt, ausflippt, zuschlägt? Wie soll ich denn noch mitkriegen, wann es an der Zeit ist, unbedingt Kontakt zu einzelnen Eltern aufzunehmen?« Schmitz-Fromm scheint zu resignieren und entschließt sich zu folgender Position: »Ich werfe Ballast ab. Klare Linien für mich und meine Schülerinnen und Schüler. Eine akzeptable Mischung aus ›Ihr dürft ...‹ und ›Ihr müßt ...‹. Wir besprechen nicht mehr alles, ich gebe Regeln vor, und ich erwarte weniger«: Hinweise auf einen rationalisierten und durch kognitiven Dissonanzausgleich bereinigten Alltag, der nur so erträglich erscheint. Wie Edin sucht sie letztlich ein »Rezept«, wie man im Alltag überleben kann. Angesichts der objektiven Einschränkungen bleibt ihr Rezept aber defizitär. Mit dem Bewußtsein davon konstatiert sie: »Reicht das für die zweite Halbzeit? Mit Sicherheit nicht.«

Im Bewußtsein der Defizienz subjektiver Reaktionsmuster auf das Problem des Alltags entwickelt Schmitz-Fromm folgende Alternative: »Wenn schon zur Überprüfung der Effizienz von Schule ein Unternehmensberater engagiert wird, dann sollten wir uns auch nicht scheuen, der freien Wirtschaft Lösungsmöglichkeiten für andere Problemlagen abzugucken. Mein Favorit ist das Lufthansa-Modell: Für begrenzte Zeit und auf eigenen Wunsch möchte ich zum Bodenpersonal versetzt werden können. Dort würde ich über einen längeren Zeitraum dankbar die stupidesten Verwaltungs- und Büroarbeiten erledigen. Hauptsache, ich hätte ein etwa 4 m² großes Zimmerchen für mich allein. Nach einiger Zeit wäre ich vielleicht wieder teamfähig und könnte mit einigen – wenigen – Kolleginnen und Kollegen zusammenarbeiten, um für das ›fliegende Personal‹ Fachliteratur zu lesen, Uniseminare zu belegen, in Fachkonferenzen zu referieren, Unterrichtsmaterialien zu erstellen, Fortbildungen zu organisieren und zu veranstalten – und das Ganze so lange, bis ich wieder richtig Spaß an der praktischen Arbeit hätte bzw. wenigstens so weit regeneriert wäre, daß ich anderen Platz machen könnte.« Im Gegensatz zu Edin glaubt Schmitz-Fromm nicht an die Möglichkeit der Wiederherstellung oder Erneuerung des einmal zu Beginn ihrer Laufbahn vorhandenen authentischen Verhältnisses zu ihrer Praxis. Das Beste wäre die Auszeit, das Zweitbeste die von dem Selbstbild eines guten Pädagogen gereinigte pragmatische Variante, den Alltag als Notwendigkeit anzunehmen.

IV

In den meisten Texten wird die Absicht der Herausgeber von der Alltagserfahrung der Autoren eingeholt. Die Begeisterung der Macher für ihr Projekt wird durch die Texte unterlaufen. Wenn der Alltag authentisch geschildert wird, ist vor allem von seinem Mißlingen die Rede, wenn er gleichsam überstiegen werden soll, mißlingt der Gestus gewollter Authentizität. In diesem Sinne berichtet der Band objektiv über die Befindlichkeit der Lehrer, die nicht dürfen und können, was sie wollen. Daß den von VBE und GEW autorisierten Herausgebern diese Diskrepanz zwischen ihrer letztlich positiven Erwartung an eine objektivierende Beschreibung des Schulalltags und den Inhalten der eingesandten Manuskripte nicht einmal aufgefallen ist, beweist eine *déformation professionnelle* besonderer Art: Noch dort, wo sie sich der Praxiserfahrung ihrer Mitglieder stellen wollen, wird ihr Blick durch Verbandsinteressen gefiltert. Die um das Image der Praxisnähe bemühten Verbände können diese nur schwer ertragen. Authentisch bleiben allein sie selbst, als Interessenvertreter ihrer Organisationen.

Eine authentische Schilderung von Schulwirklichkeit findet der Leser auch an den Stellen, an denen die Schüler zu Wort kommen. So beispielsweise in der folgenden Szene: »Mehrere Schüler haben die Hausaufgaben nicht gemacht. Vergessen. Buch nicht gefunden. Ausredenschwäche! Und du, Alexander? ›Ich hatte keine Zeit. Ich mußte leben‹« (S. 85). Diese Aussage eines Grundschülers enthält eine ungleich schlichtere und doch eindringlichere Kritik am Schulalltag als selbst die meisten der explizit kritischen Lehrerberichte des Buches. Der von diesem Schüler berichtende Lehrer (S. 85) hat das bemerkt: »Erübrigt sich nicht alles Rasonieren angesichts solcher Lichtblitze von geradezu hotzenwälderischen Ausmaßen?« Meine Frage würde demgegenüber lauten: Müßte alles Rasonieren über Schul- und Lehreralltag nicht an dieser Stelle beginnen, wenn bereits ein Sieben- oder Achtjähriger das Verhältnis zwischen Schule und Leben als dichotomisch begreift? Gegen die Absicht der Herausgeber wird mit solchen Ausführungen das Buch denn doch zu einer lehrreichen Lektüre.

Literatur

Böttcher, Wolfgang, Hjalmar Brandt und Ernst Rösner (Hrsg.): *Lehreralltag – Alltagslehrer. Authentische Berichte aus der Schulwirklichkeit*. Weinheim/Basel 1996.